

Prof. Dr. Wolfgang Hinte

Einen schönen guten Morgen. Ich bin Wolfgang Hinte Ich arbeite in Duisburg-Essen an der Uni. Wir bilden dort Studierende aus, die Sozialarbeit/Sozialpädagogik studieren. Das ist ein Teil meiner Tätigkeit. Ein anderer Teil meiner Tätigkeit besteht darin, dass ich hier wie anderswo versuche, sozialraumorientierte Prozesse zu befördern in Städten und Landkreisen in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Und einiges von dem, was ich heute darstelle, wird auch so was wie geronnene Erfahrung sein aus der Arbeit in diesen verschiedenen Städten.

Ich bin seit 1999 gelegentlich hier, ein- bis zweimal im Jahr. Und ich nutze gerne jetzt am Anfang die Gelegenheit, Ihnen hier aus Nordfriesland großes Danke zu sagen, Ihnen als Kooperationspartner für Herausforderungen, Vertrauen und zahlreiche Fischbrötchen, die ich hier bekommen habe. Und was ich auch sagen will, diese Tagung beeindruckt mich tief. Großen Respekt für Anlage und Organisation dieser Tagung – Ihnen allen. Aber auch Ihnen, Frau Stephan, für Souveränität und Kompetenz, mit der Sie diesen Tag vorbereitet haben. Ein bisschen habe ich mitbekommen – erste Sahn!

Heute Morgen gibt es von mir keine Einführung in die Sozialraumorientierung. Das sage ich deshalb, weil mich einige angesprochen haben, ich soll mal grundsätzlich sagen, was nun Sozialraumorientierung wirklich ist. Das mach ich nicht, das weiß ich auch so genau gar nicht. Ich werde aber einiges über Sozialraumorientierung sagen. Ich sage nichts über das Sozialraumprojekt hier. Darüber werden Sie erheblich mehr in den Workshops erfahren. Ich habe ohnehin gedacht, meine Rede ist nicht so ganz bedeutungsvoll heute, die Workshops sind nämlich viel wichtiger. Da kommt was über das Sozialraumprojekt raus. Ich gebe mir trotzdem Mühe, was Interessantes zu machen.

Ich soll was dazu sagen, wohin es mit der Sozialraumorientierung geht. Und auch da bin ich leicht überfordert, denn Prognosen sind schwierig, besonders wenn sie sich auf die Zukunft beziehen. Da habe ich mir gedacht, ich schau einfach mal zurück. Ich schaue zurück und nehme diesen Vortrag zum Anlass, zurückzusehen auf die Tradition sozialer Arbeit speziell in der Jugendhilfe, die sich mir auch in der Zeit meiner bisherigen Tätigkeit dargestellt hat. Ich will einen Blick in die jüngere Geschichte der Sozialarbeit tun, um zu veranschaulichen, in welchen Moden bislang Sozialarbeit verlaufen ist und somit in welcher Tradition Sozialraumorientierung steht und woran sie sich abgearbeitet hat und warum sie heute so dasteht, wie sie z. B. hier in Nordfriesland realisiert wird.

Ich werde also jetzt am Anfang ein paar Modetrends beschreiben, die einige von Ihnen aktuell vielleicht kennen. Die Älteren unter uns werden sich an früher erinnern. Und wir schauen mal, ob Sie, die Sie vielleicht schon länger dabei sind, die Trends ähnlich sehen. Oder vielleicht finden Sie sich wieder in einigen Irrungen und Verwirrungen. Vielleicht sagen, Sie aber auch, das stimmt alles gar nicht, was er sagt. Das ist egal. Ich bin gleich weg und dann können Sie schimpfen.

Ich schaue von der Nachkriegszeit in den 50er Jahren bis hinein in die 90er Jahre. Und keine Sorge, nicht dass Sie denken, der redet jetzt wie Opa vom Krieg oder irgendwie von früher und wie das alles war. Nein, ich glaube, all diese Trends, die ich jetzt gleich beschreiben werde, wirken noch in unseren Köpfen. All diese Trends sind auch heute noch vorhanden, auch wenn ich sie karikierend gleich darstelle als überwunden. In Wirklichkeit sind die so überwunden nicht, sondern da und dort blubbern sie immer wieder hoch. Manchmal nehmen sie sogar noch sehr viel Raum ein.

Ich fange mal mit dem ersten Trend an, der mir damals, als ich mit sozialer Arbeit begann, das war Ende der 60er/Anfang der 70er, begegnete. Der erste Trend, der sich mir damals darstellte, das war der Trend, den ich mal benennen möchte mit „Pädagogisierung“. Viele Jahre lang wurde soziale Arbeit geprägt durch pädagogische Haltung, aus der heraus die Profis meinten zu wissen, was für Klienten gut sei. Und die deshalb glaubten, bestimmte Verhaltensweisen erzieherisch befördern zu müssen. Das ist ja, das kennen Sie, der päd-

gogische Impetus. Ich mach mir ein Bild davon, wie der Mensch, manchmal sogar die eigenen Kinder, eigentlich aussehen soll. Wie er ist, ist er nicht in Ordnung. Und dann setze ich Erziehungsmethoden ein, um den Menschen diesem Bilde näher zu bringen. Daraus entstand der bis heute unausrottbare Wahn, man könne durch gezieltes, methodisch sauberes Verhalten so ziemlich jeden Menschen so formen, wie es gerade staatliche Erziehungsziele, institutionelle Vorgaben, Pisa-Studien, elterliche Richtigkeitsvorstellungen oder Oma und Opa nahe legen. Das hat alles nie funktioniert. Auch das wissen die Älteren unter uns. Bislang hat noch jede Generation eine Menge Errungenschaft gegen die jeweilige Eltern-Generation durchgesetzt, z. B. was haben wir damals in unserer Jugend gegen die Eltern durchgesetzt: Comic-Hefte, die Jugendzeitschrift Bravo, Fix und Foxi, Mickey Maus usw. Die Generation nach mir, was hat die gegen die Eltern-Generation durchgesetzt: Kriegsspielzeug, Barbiepuppen. Derzeit ringt man um Videospiele, exzessives Fernsehgucken, Gewaltvideos und kleine Sexfilmchen auf youporn.com. Ja, jeder, der gelacht hat, weiß, wovon ich rede.

All diese Dinge sind jeweils für die aktuelle Eltern-Generation vom Teufel. Man erwartet den Untergang der westlichen Kultur. Man denkt, um Gottes Willen, wenn unsere Jugend das weitermacht, aus denen wird nichts. Ich sage Ihnen, aus denen wird was. Aus uns ist auch was geworden. Auch wir standen damals immer voll gegen unsere Eltern und haben Dinge gemacht, vor denen uns die Erwachsenen immer gewarnt haben. Und 15 Jahre später redet da keiner mehr von. Es hat Normalität und man sagt, ach richtig, darüber haben wir uns damals aufgeregt.

Nur, die Pädagogik versucht immer wieder, Methoden zu entwickeln, um dennoch das, was man eigentlich nicht so gerne hat, verändern zu wollen. Das zeigt sich z. B. darin, dass es immer wieder neue Pädagogiken gibt, damals auch schon, die auf bestimmte Phänomene reagieren, die man bearbeiten will. Wollen Sie wissen, was es alles an Pädagogiken gibt? Eine kleine Auswahl: Für Menschen mit Migrationshintergrund haben wir interkulturelle Pädagogik, für gewaltbereite Jugendliche haben wir konfrontative Pädagogik, für kulturlose Ignoranten haben wir Kulturpädagogik. Wer es mit der Verhütung nicht so richtig ernst nimmt, dem droht Sexualerziehung. Wer zu viel Internet schaut, der bekommt Medienerziehung. Wer aus Langeweile im Leben Rentner bedroht, für den haben wir Erlebnispädagogik. Und wenn wir mal in Ruhe irgendwo essen wollen, droht Ihnen garantiert ein betreuter pädagogischer Mittagstisch. D. h. wir haben eine durchpädagogisierte Gesellschaft. Und immer, wenn irgendwo was auftaucht, was schwierig ist, ist sofort irgend ein Akademiker oder Praktiker da und sagt, „dafür entwickeln wir eine Pädagogik“, bietet es an und geht auf den Markt. 4 Jahre später redet keiner mehr davon. Aber dahinter steckt diese Illusion, man könne, wenn man es nur richtig macht, die Menschen so hinkriegen, wie es sich die jeweilige Generation vorstellt. Wie gesagt, das ist der erste große Fachlichkeitsschub der Pädagogik, der, so fürchte ich, bis heute wirkt. Was ich noch sagen will am Schluss dieses Schubs. Das sage ich am Schluss eines jeden dargestellten Schubs:

Dennoch machen die Leute weiterhin was sie wollen.

Die Klientinnen und Klienten, mit denen wir zu tun haben, die Trinker und Drogensüchtigen, die Kinderschänder und Schläger, die armen Irren und Entrechteten haben immer Möglichkeiten gefunden, trotzdem das zu tun, was sie wollten, obwohl es ungesetzlich war, obwohl es nicht moralisch war, obwohl es irgendwie quer war, obwohl es die Jugendämter aufgeregt hat. Sie waren immer knorrig, knuffig und sie haben Wege gefunden, ihrem Willen Raum zu geben. Das ist wichtig für das Sozialraumkonzept. Da komme ich gleich zu.

Der zweite große Schub in der sozialen Arbeit, auch daran werden sich hoffentlich einige erinnern, das war die „Akademisierung“ bzw. die „Verwissenschaftlichung der sozialen Arbeit“, ihre Verortung an Fachhochschulen, an Universitäten, die Profilierung der Sozialarbeit als wissenschaftliche Disziplin. Es gab erste systematische Forschungsprojekte, die dazu führten, dass man merkte, Sozialarbeit funktioniert vielleicht gar nicht so, wie wir dachten. Die wirkt gar nicht so dolle, wie wir das immer gehofft haben.

Die Sozial-Verwissenschaftlichung führte dazu, dass Sozialarbeit zunehmend professionalisiert wurde.

Man produzierte damals Mitte/Ende der 70er Jahre in den Fachhochschulen haufenweise akademisch fundierte Handlungskompetenz und somit sozial arbeitende Menschen, die schreiben konnten, scharfsinnig denken konnten, technokratisch planen konnten, aber gelegentlich etwas unbeholfen und mit hoch rotem Kopf vor ihrem Klientel standen und angesichts der dort vorfindbaren, recht seltsamen Verhaltensweisen ausgesprochen verwirrt reagierten. Bestand die Fachlichkeit in der ersten Variante, die ich vorhin beschrieben hab, darin, dass man über ein pädagogisch methodisches Arsenal verfügte, so besteht die Fachlichkeit in der zweiten Version in der Beherrschung sozialwissenschaftlicher Theorien und daraus abgeleiteter Handlungs- manchmal auch Kontaktvermeidungsstrategien, gleichfalls das Büro als klientenfreie Zone.

Auch die Verwissenschaftlichung hatte Stärken und war wichtig für uns und dennoch, **zahlreiche Klientinnen und Klienten machten weiter, was sie wollten** und ließen sich nicht auf den vermeintlich rechten Weg führen. Und des weiteren erwiesen sich die Problemlagen, und das hat die Akademisierung deutlich zu Tage geführt, in der Armutsbevölkerung erheblich komplexer als das in der Zeit der alten GeneralistInnen zu sein schien.

Man hat deshalb gleichsam einen neuen Schub initiiert und das war der Schub der „Spezialisierungen“ unter der Überschrift: Es gibt so viele schwierige Situationen und da kann ich als generalistische SozialarbeiterIn mit meinem großen Basiswissen in der jeweiligen Spezialisierung kaum noch hilfreich sein. Ich kann nicht speziell ausgebildet sein für Drogen, Sucht und ich weiß nicht was. Die generalistisch agierende Familienfürsorgerin wurde damals ersetzt durch für bestimmte Teilbereiche hoch kompetente Spezialistinnen und Spezialisten und es taten sich in relativ kurzer Zeit zahlreiche neue Berufsfelder auf. Das war die Expansion der Sozialarbeit. Es gab auf einmal Bewährungshilfe, Jugendgerichtshilfe, Erziehungsbeistandschaft, sozial-pädagogische Familienhilfe, die Erziehungsberatung, den Streetworker, Heimerzieher, Sonderpädagogen, Suchtberatung, Jugendpflege, Trennungs- und Scheidungsberatung. Wir hatten Spezialistinnen und Spezialisten für Alkohol, Drogen, Migranten, gewalttätige Jugendliche, schwangere Frauen im Alter von 16 bis 22, randalierende Rechtsradikale aus zerrütteten Familien, Schulsozialarbeit, ADHS, Hospitalismus und offene Jugendarbeit.

Und das wabert bis heute weiter. Die Identität so mancher Professioneller ergab sich und ergibt sich vielleicht auch noch, immer weniger aus der Tatsache, dass sie Sozialarbeit machten, sondern mehr daraus, dass sie in einem dieser Spezialfelder unterwegs waren und sich darüber profilierten, dass sie Spezialkenntnisse besaßen, die sie gleichsam heraushoben aus diesem undifferenzierten sozialarbeiterischen Generalistentum. Das war, so glaube ich, eine enorme Schwächung der Profession. Ich habe vor einer Woche einen Aufsatz in die Hand bekommen von einem Kollegen, der in der Rehabilitation arbeitet. Der beschrieb: „Seitdem ich in der Rehabilitation arbeite, kann ich beobachten, wie sich Mitarbeitende aus dem Schwerpunktfeld Rehabilitation, den hirnerkrankten Menschen anzugleichen beginnen, indem sie zunehmend ebenfalls langsam sprechen“. In der Tat befürchte ich, dass sich die Spezialisten immer mehr ihrer Zielgruppe angleichen. Ich kenne das auch aus dem Ruhrgebiet bei den Kolleginnen und Kollegen, die mit Spätaussiedlern arbeiten, die nach 5 Jahren schon mit dem Akzent eines Spätaussiedlers reden. Auch in der Freizeit bekommen die das nicht weg.

Die Spezialisierung hat uns eine Menge an neuen Berufsfeldern, eine Menge an Expansionen gebracht, auch eine Menge an Spezialwissen, das hilfreich ist. Aber gleichzeitig, meine ich, hat es den Beruf geschwächt, weil die Kernkompetenz von Sozialarbeit immer unklarer wurde. Die spezialisierten Helfer wurden immer professioneller und irgendwann waren die Professionellen so in ihrem Expertenstatus verfangen, dass sie nicht mehr sonderlich klar erkannten, dass die Experten für die jeweilige Lebenssituation der Menschen immer nur die Menschen selbst sein können und niemals die Profis und wenn sie noch so viel wissen. Die-

sen Gedanken, meine ich, kann man gar nicht oft genug sagen, gerade in dieser Zeit, wo Expertentum eine noch höhere Bedeutung hat als damals in den 70er/80er Jahren.

Und auch in dieser Zeit, gehen Sie davon aus, **machten die Klientinnen und Klienten weiter, was sie wollten.**

Weil das so war, gab es in der Sozialarbeit dann einen neuen Trend, der auch bis heute noch in Resten wirkt, das war der Fachlichkeitsschub der „Parteilichkeit“. Die machen sowieso, was sie wollen, also sind wir parteilich auf Seiten der Klienten. Lange Zeit galt als wichtige sozialarbeiterische Haltung, möglichst auf Seiten des Klientels zu sein, und zwar deshalb, weil dieses Klientel benachteiligt ist, arm, ausgebeutet, ungerecht behandelt, vom Staat geängelt, vom Leben gebeutelt, ohne mächtige Fürsprache und der staatlichen Willkür grundsätzlich ausgeliefert. Sie erinnern sich – 70er Jahre.

Auch dieser Trend hat einen durchaus nachvollziehbaren Hintergrund. Angesichts einer damals äußerst eingriffsorientierten Rechtslage, bis hinein in die 80er Jahre, eigentlich bis zum KJHG, und angesichts einer Sozialpolitik, die damals und heute auch noch tendenziell bevormundend und kontrollierend agierte, hatte eine parteiliche Haltung eine gewisse Plausibilität. Das ärgerliche war aber, dass die Klienten diese parteiliche Haltung in kluger Weise für sich auszunutzen wussten. „Geht es nicht so richtig weiter, hilft dir der Sozialarbeiter“. Die parteiliche Haltung engte den professionellen Blick ein. Man war grundsätzlich auf Seiten der Benachteiligten, egal, wie bescheuert die sich verhielten. Die Sozialarbeit geißelte die Institutionen, die Ämter, den Staat, die Kirchen, das Establishment und gleichzeitig verherrlichte man die archaische Kraft und die Überlebensfähigkeit der Betroffenen. Das ist die pathologische Form der Ressourcenorientierung.

Man verkannte dabei, dass Dummheit anders als Reichtum, in Europa flächendeckend verteilt ist. Man findet sie in den Ämtern, bei dem einen oder anderen freien Träger, bei Professoren, bei Sozialarbeitern aber eben auch bei den Betroffenen, bei den Arbeitslosen, den Drogenabhängigen, Hartz-IV-Empfängern und den anderen Zielgruppen sozialer Arbeit. Und da war es dann schwer, wenn sogar die Benachteiligten damit rechneten, auf deren Seite ich parteilich sein sollte, sich untereinander nicht „grün“ waren. Was mache ich denn mit einer Gemeinwesenarbeit, wenn ich in einer Siedlung dafür bin, dass Kinder mehr spielen können. Und diese Kinder, die mehr spielen können, spielen natürlich auf dem Rasen in der Mittagszeit von 13.00 bis 15.00 Uhr – Kinder benachteiligter Randgruppen. Und gleichzeitig wollen ältere Menschen genau von 13.00 bis 15.00 Uhr, das geht bei mir langsam auch los, schlafen. Auch eine beteiligte Randgruppe. Auf wessen Seite bin ich? Die Kinder machen Krach, die Alten wollen schlafen. Und es gibt zahlreiche andere Situationen, gerade in der klassischen Gemeinwesenarbeit. Da kommt man zwischen die Räder, wenn wir parteilich sind, denn die Armen sind sich untereinander ganz häufig nicht „grün“.

Als die Profis das merkten, gab es eine große Depression in der Sozialarbeit. So ein Mist. Es war niederschmetternd. Das Klagelied wurde gelegentlich eine professionelle Disziplin. Und weil die Depression so groß war, musste man die bearbeiten. Und um die zu bearbeiten, unterzog man sich einer Therapie. Und weil das nicht nur persönliches Wachstum förderte, sondern auch Geld kostete, machte man daraus gleichzeitig eine therapeutische Zusatzqualifikation. Und diese therapeutische Zusatzqualifikation führte zum nächsten Fachlichkeitstrend, nämlich die „Therapeutisierung“. Das begann nach meiner Einschätzung Anfang/Mitte der 80er Jahre. Der große Psychoboom, der dazu führte, dass wir alle meinten, wir müssten Zusatzausbildungen machen, die eigentlich dann das Eigentliche waren: Gesprächstherapie, Gestalttherapie, Bioenergetik, kathymes Bilderleben, rational-emotive Therapie, Imago-Therapie, Bibliothherapie, kognitive Verhaltenstherapie, Familientherapie, systemische Therapie, die kleine und die große Psychoanalyse, Familienaufstellung nach Hellinger, integrative Therapie, Kurzzeittherapie, temporäre Hyperventilation, Unterwasserreburning und Feuerlaufen.

Der Markt war und ist potentiell unendlich und diese wunderbare Möglichkeit, persönliches Wachstum mit beruflicher Qualifizierung und gleichzeitiger Chance auf eine höhere Eingruppierung zu verbinden, erschütterte die soziale Arbeit.

Eine Zeitlang wagte man gar nicht mehr, sich als Sozialarbeiter vorzustellen, sondern man präsentierte sich ohne langes Zögern als Familientherapeut, Gesprächspsychotherapeut, Gestalttherapeut oder eben als systemischer Alltherapeut und man verleugnete damit, und auch das gibt's heute hier noch, implizit evtl. vorhandene sozialarbeiterische Wurzeln, die man allenfalls noch in homöopathischen Dosen in der einen oder anderen Arbeitsgruppe oder auf einer Sozialarbeiterkirmes durchscheinen ließ, die aber ansonsten in der Realität immer mehr in den Hintergrund rückten.

Der Profession, glaube ich, hat diese Phase nicht sehr geholfen. Das mit den Höhergruppierungen klappte nicht so recht. Bis heute werden die Psychologen immer noch besser bezahlt. Ob es den Klienten gedient hat, vermag ich nicht zu sagen. Die Sozialarbeit jedoch hat ein weiteres Stück ihrer Basis verloren und erst seit den 90er Jahren rappelt sie sich mühsam wieder auf und versucht, Wurzeln zu finden. Und ich glaube, auch dabei spielt Sozialraumorientierung in, aller Bescheidenheit gesagt, eine große Rolle.

Seit Beginn der 90er Jahre gab es einen neuen Trend: das Sozialmanagement. Plötzlich boomten die Zusatzausbildungen im Sozialmanagement, die KGST verpackte Sozialarbeit in Produkte und Produktgruppen. Die Einzelhilfe wurde verbal geadelt als Casemanagement. Und plötzlich hatten wir eine sich schnell vermehrende Rasse von gut gekleideten, dynamischen, eleganten und prozesstrainierten Professionellen, die mich ziemlich nervten mit Produkten, strategischem Management, Qualitätssicherung, Controlling und wirkungsorientierter Steuerung.

Damit das nicht falsch verstanden wird – sich dort auszukennen – steht der Profession gut zu Gesicht. Aber über Qualität und Prozesse zu reden, ohne sich in den Kernbestandteilen der Sozialarbeit auszukennen, trägt auch nicht dazu bei, dass der Berufsstand das Profil erhält, von dem ich mir wünsche, dass es zunehmend weiter wächst. Dieser Trend hält an, der Sozialmanagementtrend und gleichzeitig, gehen Sie bitte davon aus, **die Klienten machen, was sie wollen.**

Wir befinden uns derzeit in einer Phase eines weiteren Trends, der glücklicherweise nicht so weit ausgewabert ist, wie ich das anfangs befürchtet hatte, nämlich der Trend, Klientinnen und Klienten als Kundin und Kunden zu sehen. Aus der jahrzehntelangen durchgehaltenen pädagogischen Attitüde, „wir wissen, was gut für Euch ist“, wurde nun Kundenorientierung: „Sagt uns eure Wünsche und wir verschreiben die passende Maßnahme“. Kein Wunder, dass die einzige Chance, das aufzuhalten, darin bestand, die Haushalte zu deckeln! Manchmal denke ich, das hat uns auch geholfen, die Innovation auch hier gut voranzutreiben. Aber das nur nebenbei.

Auch dort **machten die Klienten weiter, was sie wollten**, vor allen Dingen, wenn sie Kunden waren, dann konnten sie richtig machen, was sie wollten. Das war die Einführung in die Fachlichkeitsschübe, die ich deshalb dargestellt habe, um zu zeigen, einmal, in welcher Tradition wir uns befinden, auf welchen Schultern wir stehen. Ich habe das an einigen Stellen etwas flapsig schwarz-weiß gemacht, aber das kennen Sie, das mache ich häufig.

Ich bin sicher, dass Sozialraumorientierung nicht entstanden wäre, wenn es diese Fachlichkeitsschübe nicht gegeben hätte. Ich glaube, Sozialraumorientierung hat sich abgearbeitet an diesen Schüben. Und Sozialraumorientierung hat das in den Vordergrund gestellt, was bei diesen Fachlichkeitsschüben immer hinten runter fiel, nämlich der Wille der Klientinnen und Klienten. Die Leute machen, was sie wollen. Und entscheidend ist, das wir verstehen, was sie wollen. Das ist der Kern von Sozialraumorientierung. Dazu werde ich jetzt ein paar Worte sagen, nicht einfürend, sondern voraussetzend, dass sie wesentliche Bestandteile von Sozialraumorientierung kennen und ich die hier nicht noch mal darstellen muss.

Dennoch will ich am Anfang sagen, dass der Begriff Sozialraumorientierung, und hinter mir ist eine Karte, die fördert das noch mal als optisches Hilfsmittel sehr gut, dass der Begriff Sozialraumorientierung schon vom Begriff her das Territorium in den Vordergrund stellt. Und das ist eine Einengung. Sozialraumorientierung wird ganz häufig immer wieder verstanden als der schlichte Versuch, soziale Dienste zu regionalisieren, sie irgendwie aus der Zentrale in Quartiere zu tun und irgend welche mystischen sozialräumlichen Netze zu nutzen und professionelle Hilfen zu ersetzen. Das ist falsch.

Derzeit wird von Kritikerinnen und Kritikern der Sozialraumorientierung unter anderem vermutet, Sozialraumorientierung diene nur der Konsolidierung. Die wollen doch sparen. Nachbarschaft statt Sozialarbeit, verwandtschaftliche Netze statt systematischer Hilfe. Der türkische Gemüsehändler, der mit dem gezielten Wurf einer Aubergine den jugendlichen Drogendealer bei seinen Geschäften stört.

Oder, was vermutet wird, Sozialraumorientierung trage dazu bei, die Klienten im Sozialraum einzuschließen und ihnen darüber hinausgehend Ressourcen zu vermitteln – „ihr habt Ressourcen, ihr schafft es, und wenn der Mist noch so groß ist, ihr kommt da durch“.

Oder es wird vermutet, Sozialraumorientierung sei ein perfider Trick staatlicher Instanzen, ein ungerechtes System fachlich zu kaschieren und auf geheimnisvolle Weise die Lebenswelt der Betroffenen zu steuern. Ich gehe darauf nicht weiter ein. In einer akademischen Diskussion müsste ich mich alle dem widmen. Sie sehen, was ich ansonsten zu tun habe. Ich halte das alles für Blödsinn, sorry. Trotzdem, diese Kritik wird an der Sozialraumorientierung immer wieder geübt. Insofern will ich noch mal an die Wurzeln erinnern, die mich und viele andere dazu gebracht haben, Sozialraumorientierung zu befördern.

Sozialraumorientierung lief im Grunde als Konzept „alte Gemeinwesenarbeit“ quer zu all diesen Trend, die ich gerade beschrieben habe. Sozialraumorientierung ist nichts Neues. Das habe weder ich erfunden, noch andere, noch die Menschen hier in Nordfriesland. Sozialraumorientierung ist aus vielen Quellen entstanden. Und eine wesentliche Quelle, und die habe ich zumindest als junger Sozialarbeiter damals hautnah miterlebt, war die Erfahrung in der Gemeinwesenarbeit. Und das war damals anstößig. Was war damals der Stein des Anstoßes in der Gemeinwesenarbeit? Nein, nicht, dass wir in einem sozialen Raum arbeiteten. Vielmehr war es die Tatsache, dass wir die Leute gefragt haben, worüber sie sich aufregten, welche Interessen sie hatten und wo sie bereit wären, selbst anzupacken und nicht nach dem Staat als Problemlöser zu rufen. Wir betrachteten damals schon die Menschen als Experten für das Leben im Quartier und immer auch für die eigene Lebenssituation. Und genau darin lag und liegt die Radikalität dieses Ansatzes und auch die Bedrohung für klassische Systeme. Das hat sich im Kern bis heute nicht geändert.

Die unberechenbare Eigenaktivität der Menschen, der Eigensinn, die immer wieder bei unseren Klientinnen und Klienten vorfindbare Mischung aus Demoralisierung, Aggression, Apathie und Lebensmut, diese unsere Bürgerlichkeit gelegentlich bedrohende Art, ein Leben zu gestalten, all das ist der Jugendhilfe, abgesehen von Nordfriesland und Schleswig-Holstein, bis heute suspekt.

Klar, Eigenaktivität der Menschen ist gewünscht. Aber doch bitte so, wie sie uns behagt. Natürlich sollen die Betroffenen ein eigenes Gewissen haben, vorausgesetzt es ist ein schlechtes. Nehmen Sie zum Beispiel mal den Umgang mit dem Begriff Beteiligung. Es gehört zu unserer Grundausstattung, sagen wir auf jedem Kongress, dass wir die Betroffenen beteiligen. Ich vermute, da sind alle dafür. Die Betroffenen müssen beteiligt werden, jawohl. Aber hören Sie mal genau hin. Die Betroffenen werden beteiligt. Wer tut dort was? Wir beteiligen die. Beteiligen wird fast immer als ein Wort gebraucht, das von einem aktiven Subjekt gesprochen wird, das andere beteiligt. Und schon ist sprachlich klar, wer ist hier Objekt? Die Betroffenen und die werden beteiligt. Und in Wirklichkeit, das müssen wir mal ehrlich sagen, ist es ja anders. Nicht wir beteiligten die Betroffenen methodisch sauber, zugeneigt oder gnädig an Prozessen. Nein, die sind immer beteiligt. Aber oft auf eine Art und Weise, die uns nicht zusagt. So verhindern gelegentlich diese Betroffenen, dass wir nach allen Regeln der

Kunst sauber moderieren, sie lümmeln sich herum, sie haben ,ne dicke Fresse, sie schauen gelangweilt zur Decke, sie erscheinen nicht zu Terminen, sie sind partout nicht bereit, ihre Bedürfnisse auf Kärtchen zu schreiben. Sie sind immer beteiligt. Ob uns das nun gefällt oder nicht.

Etwas überspitzt gesagt, eigentlich müssten wir respektvoll darum bitten, von den Betroffenen an ihrer Lebenswelt beteiligt zu werden. Es stünde uns gut an, immer wieder zu akzeptieren, dass Menschen ein eigenes Leben führen und wir aus dem bürokratischen System müssen darum bitten, an diesem Leben beteiligt zu werden. Nun gut, sie kommen als Hilfesuchende zu uns. Nun gut, sie kommen als Leistungsberechtigte zu uns. Aber der Eingriff in deren Leben ist einer, der von ihnen gestattet sein muss. Sie beteiligen uns, nicht wir beteiligen sie. Was wir tun müssen ist, wir müssen Prozesse so organisieren, dass Menschen in diesen Prozessen mit ihrer Definition von Leben eine echte Chance haben. D. h., wir müssen Prozesse auf Augenhöhe organisieren. Wir müssen Prozesse organisieren, bei denen die Menschen mit ihren lebensgeschichtlichen Möglichkeiten uns, also der Bürokratie, gewachsen sind. Aber nicht, wir beteiligen sie, sondern, wenn wir zu ihnen gehen bitten wir darum, von ihnen beteiligt zu werden.

Ein wesentlicher Kern der Sozialraumorientierung ist genau dieser Gedanke. Menschen sind Experten ihrer Lebenswelt. Menschen haben einen Willen und ganz wichtig in der Sozialraumorientierung ist, dass dieser Wille zählt. Nicht in dem Sinne, dass der Wille Wunsch ist. Die feine Unterscheidung zwischen Wille und Wunsch ist immer, wenn ich jetzt auch zurückschaue, eine, wie ich finde, wichtige konzeptionelle Errungenschaft eines sozialräumlichen Ansatzes. Wir erfüllen keine Wünsche. Wunsch und Wille unterscheiden sich dadurch, dass, wenn Klienten einen Wunsch sagen, heißt das immer, tu Du was für mich. Ich gebe quasi das, was ich habe ab an die Sozialarbeit. Das ist ein Wunsch. Ein Wille ist immer eine Aussage, bei der ich deutlich mache, dass ich das und das will und dass ich selbst etwas dazu beitragen kann, dass mein Wille geschehe.

Das ist, ich sag es noch mal, das Essential von Sozialraumarbeit. Der Wille ist so etwas wie die eigene Kraft in der Interaktion zwischen Sozialarbeiter und Klient. Das ist zumindest in einem sozialraumorientierten Konzept etwas Wichtiges. Nicht, wir setzen an den Bedürfnissen an. Bedürfnisse sind verschwommen. Ich halte das Wort Bedürfnis für eine vernebelnde Mischung aus Wunsch und Wille mit ganz problematischen Folgen für den sozialarbeiterischen Radar. Ich würde gern das Wort Bedürfnis vergessen. Auf Bedürfnisse eingehen heißt, ich mach irgendwie das, was die gerade sich wünschen. Nein, der Wille ist eine Aussage, die kenntlich macht, dass derjenige, der ihn äußert, selbst Dinge in die Hand nehmen will und vor allen Dingen, er muss so formuliert sein, dass ich selbst etwas dazu beitragen kann.

Wenn also die Mutter sagt, eins meiner Standardbeispiele, „holen Sie mir das Kind hier aus der Wohnung, ich habe diese Kind nie geliebt! Halten Sie mir das Balg vom Hals, halbes Jahr alt das Kind, ich will es nicht sehen, ich habe den Vater nie geliebt, er ist sowieso weg!“ Dann ist das kein Wille, dann ist das ein Wunsch. Sie sollen nämlich was tun. Sie sollen das Kind rausnehmen.

Und wenn ich auf diesen Wunsch reinfalle, fange ich an darüber nachzudenken, „welche Maßnahme passt jetzt für das Kind? Wo haben wir gerade eine Einrichtung, wo das Kind reinpasst?“ Ist ja klar, die Mutter hat einen Anspruch und wenn sie so über das Kind redet, ist es sowieso mit Sicherheit auch gefährdet. Und wir haben auch 3 neue Stellen für Kinderschutz und die müssen auch beschäftigt werden. Also von daher haben wir eine Maßnahme. Genau das ist der Punkt, wo wir ständig reinfallen. Möglicherweise ist der Wille der Frau, keine Ahnung, z. B. „ich will einfach Ruhe haben. Ich hatte vorher ein Leben, das war irgendwie ganz o.k. Plötzlich ist da so ein kleines wabbelndes Wesen, bin ich nicht drauf vorbereitet, ich wusste nicht, wie man ein Kind wickelt. Ich weiß nicht, was ich tun muss, wenn es schreit. Irgendwie finde ich es ganz nett, aber mein Leben ist völlig durcheinander geworden“. Es kann sein, dass die Frau, wenn man in den 3 Gesprächen danach, sich intensiv auf sie einlässt, feststellt, ich will Ruhe haben. So, da kann sie was dran tun. Wenn es darum

geht, dass die Frau Ruhe hat, dann kann man überlegen, wie man Unterstützung organisiert und man kann überlegen, was die Frau selbst dazu beitragen kann. Wenn ich dagegen auf den zuerst gesagten Satz „Nehmen Sie es mir raus“, der ja eine Maßnahme ist und kein Wille, quasi sie formuliert schon die Maßnahme, die sie benötigt. In dem Moment, so finde ich, habe ich sozialarbeiterisch nicht kompetent gearbeitet. Ich habe mir keine Mühe gegeben, den Willen hinter dem vermeintlichen Wunsch herauszufinden. Noch mal: Das ist die Substanz des sozialräumlichen Konzeptes. Das, was in den sozialen Räumen passiert, ist organisatorisch und finanzierungstechnisch günstig. Es hat eine Menge Vorteile, die heute noch beschrieben werden. Aber der Kern ist, „ich finde heraus, was die Leute wollen“. Und aus diesem Willen ergeben sich Ziele und aus diesen kontraktierten Zielen ergeben sich gute Lösungen, Maßnahmen würde ich gerne vermeiden, gute Lösungen, die dann möglichst flexibel erbracht werden müssen. Das führe ich auch nicht weiter aus. Das wird heute Nachmittag mit Sicherheit in den Workshops viel, viel besser gemacht.

Unterm Strich glaube ich, Sozialraumorientierung ist ein interessanter dritter Weg jenseits neoliberalen Marktgebahrens, jenseits eines Preiskampfs der Träger um einzelne Fälle, jenseits von Leistungsdumping auf dem Rücken der Betroffenen und zwischen andererseits einer betreuend versorgenden Sozialarbeit, die lediglich engagiert Wünsche befriedigt. Wir bewegen uns nicht auf dieser Skala, sondern Sozialraumorientierung ist auch der Versuch, in einer nicht einfachen immer wieder neu schwierigen professionellen Interaktion in etwa folgendes zu sagen: „Selbstverständlich stehen ihnen Leistungen zu, die garantieren wir ihnen. Und wir werden diese auch auf eine Art und Weise gestalten, die dem Gesetz gehorcht und an sozialstaatlichen Prinzipien ausgerichtet ist. Und gleichzeitig habe ich als Sozialarbeiterin und Sozialarbeiter ein starkes Interesse daran, dass Sie als KlientIn nicht passive EmpfängerIn dieser Leistungen sind, sondern Ihren Teil zu dieser Leistung beitragen. Und meine Kunst besteht darin, herauszufinden mit Ihnen, wie man aus Ihrem Willen solche Ziele formulieren kann, die dann zu dem beitragen, was ich gerade gesagt habe.“

Wir müssen also Interaktionsformen beherrschen, in denen dies deutlich wird, und immer daran denken, dass Würde vor allen Dingen dadurch errungen wird, dass man mit eigener Kraft etwas gestaltet und aktiv an der Leistung mitwirkt und nicht dadurch, dass etwas für mich getan wird. Das ist, ganz kurz und fahrlässig und oberflächlich gesagt, das was denn den Kern von Sozialraumorientierung ausmacht.

Und die mir verbleibenden 10 Minuten möchte ich jetzt doch dem widmen, was als Frage oben drüber stand, nämlich „Wohin geht's denn mit der Sozialraumorientierung?“. Wie gesagt, ich weiß es nicht genau, aber ich habe ein paar Punkte, auf die möchte ich hinweisen, die, zugeneigt auch, die Akteurinnen und Akteure in Nordfriesland ansprechen, aber auch darüber hinaus immer wieder Punkte sind, von denen ich glaube, auf die gilt es Acht zu geben in den nächsten Jahren, wenn das mit der Sozialraumorientierung weitergehen soll.

Der erste Punkt, den sich sagen will: Nachdem es, und das in Nordfriesland geradezu vorbildlich, gelungen ist, da und dort diese Trennung von ambulant, teilstationär und stationär in den Hilfen zur Erziehung, ich sagt mal, zumindest zu labilisieren, müssen wir genau diesen Weg weitergehen und nicht mehr in diesen Kategorien denken, eine Hilfe ist eine Hilfe. Und eine Hilfe muss passen. Aber es ist egal, ob das Etikett ambulant oder stationär davor steht. Aber noch weiter an diesem Punkt gedacht. Wir müssen insgesamt die HZE-Lastigkeit der Sozialraumorientierung überwinden. Sozialraumorientierung ist in vielen Städten, ich sag es mal platt, eine reine HZE-Nummer. Also für die nicht Eingeweihten: HZE - Hilfe zur Erziehung. Das heißt, sie ist ganz häufig beschränkt auf die Gestaltung des Verhältnisses zwischen ASD und den Leistungserbringern im Bereich der Hilfen zur Erziehung. Das ist zu eng. Sozialraumorientierung ist ein Fachkonzept, das für andere Bereiche auch gilt. Und insofern ist es äußerst spannend, wenn Sie die EGH mit hinein nehmen. Es ist äußerst spannend, wenn Sie die Jugendförderung, die Jugendpflege, alle offenen Türen, Familienbildung, KiTas, andere Bereiche der Jugendhilfe bis hin zur Stadtentwicklung in ihrer Qualität daran messen, ob das sozialräumliche Konzept dort realisiert wird. Eben mit den fachlichen Essentials, nicht banal, wir teilen sie alle in Regionen auf. Wenn ich jetzt immer auf die Karte zeige, dann tu ich das, weil sie da gerade hängt. Ich weiß, dass Sie das so hier

nicht machen. Die Überwindung der HzE-Lastigkeit der Sozialraumorientierung, ich glaube, das steht für die nächsten 10 Jahre an. Dazu brauchen wir neue, kreative, mutige Herausforderungen und Konzepte. Ich bin sicher, hier bekommen Sie das hin und anderswo auch.

Ein zweiter Punkt, den ich in aller Vorsicht, Zurückhaltung und nur mit Verlaub benennen will, ist, ich beobachte mit Sorge, dass in Deutschland in vielen Städten die Jugendämter schwächer werden. Ich beobachte, dass die Innovationsbereitschaft der Leistungserbringer, der freien Träger, steigt, und dass die Jugendämter verstärkt fixiert sind auf Kinderschutz und einen überlasteten ASD. Das kann ich verstehen. Das sage ich nicht kritisch. Aber die Folgen sind problematisch.

Wir brauchen starke Jugendämter, d. h. gut ausgestattete Jugendämter, die dann aber auch mit hohem Mut und hoher Innovationsbereitschaft was machen. Sagen wir mal, der Teil, der mir Sorgen macht, ist, dass die Jugendämter versuchen, so etwas wie „Sozialraumorientierung light“ zu praktizieren. Ist nicht schlecht mit der Sozialraumorientierung, die haben da jetzt in Husum in Nordfriesland einen Kongress gehabt und da habe die irgendwie die Räume aufgeteilt und die Träger rede jetzt mehr mit dem Jugendamt. Wir halten das Geld natürlich beim Jugendamt. Das kann man den Trägern nicht geben. Aber wir müssten mehr miteinander reden und wenn die sozialräumlich ein paar Ressourcen entdecken, ist das auch nicht schlecht. Das ist genau ein konservatives Jugendamt, das sich einen modernistischen Anspruch gibt, quasi die Sau Sozialraumorientierung reitet, die gerade durchs Dorf läuft, aber ansonsten nicht ernsthaft an eine Reform geht.

Und es hat nichts damit zu tun, dass die Jugendämter es nicht kapieren. Die Akteure dort sind klug genug. Es hat eher etwas damit zu tun, dass man nachvollziehbar orientiert ist darauf, dass, „wenn bei uns ein Kind stirbt, müssen die Akten sauber sein. Der Kinderschutz muss so gewährleistet sein, dass wir keinen Ärger bekommen“. Und die Minimalstandards in der bürokratischen Bearbeitung bei HzE müssen auch gewährleistet sein. Das kann ich verstehen. Und ich will gleichzeitig sagen, dass mir diese Schwäche der Jugendämter Sorgen macht, denn die Innovation kann nicht ausschließlich von den Trägern ausgehen. Das ist sie auch nicht, in den 90er Jahren die Sozialrauminnovation Stuttgart, wie auch hier, ging vom Jugendamt aus. Ich hoffe, sie gehen weiter von den Jugendämtern aus und die ducken sich nicht weg.

Der nächste Punkt, der mir wichtig ist: Wir haben auch im Rahmen der Sozialraumorientierung sehr nützliche Werkzeuge entwickelt, die, ich finde auch hier, das werden Sie in den Workshops auch mitbekommen, mit hohem Niveau angewandt werden. Wir müssen aber auch darüber nachdenken, wie wir diese Werkzeuge weiterentwickeln können. Mit ist in den letzten Monaten aufgefallen beim Umgang mit den kontraktierten Zielen, die sich aus dem Willen ergeben. Zum einen ist es sehr ordnend für die Bürokratie, wenn die Betroffenen Ziele entwickeln, die man verfolgen kann. Es ist aber auch für den Alltag der Betroffenen ordnend.

Dennoch, die Qualität eines Trägers kann nicht ausschließlich daran gemessen werden, wie oft die Familien ihre Ziele erreichen. Sondern die Qualität eines Trägers besteht darin, immer wieder die richtigen Unterstützungs-Settings anzubieten, damit Familien ihre Ziele erreichen. Und wir stellen interessanterweise in kleineren Untersuchungen, die wir in letzter Zeit gemacht haben, fest, Hilfen können auch außerordentlich erfolgreich sein, wenn die Ziele nicht erreicht werden. Das liegt nämlich daran, dass die Leute uns sagen, das war toll, dass wir diese Ziele damals erarbeitet haben. Da ist es uns klar geworden, man kann im Leben auch etwas anderes machen, als morgens aus der Tür zu gehen und mal gucken, wo ich hinkomme, sondern, ich kann mir etwas vornehmen. Die Ziele, die wir mit dem Sozialarbeiter erarbeitet haben, die waren es nicht. Da wurde man immer nach dem Willen gefragt. Aber überhaupt mal darüber nachzudenken, dass man Ziele hat, das war doch was.

D. h., ich glaube mittlerweile, dass die Familien dadurch, dass sie überhaupt lernen, sich Ziele zu setzen und Perspektiven zu erarbeiten, ein wesentlicher Schritt getan wird. Und dass die Inhalte der Ziele sich verändern, ist völlig in Ordnung. Jetzt kommt das Problem: In manchen Städten, hier nicht, und machen Sie weiter so, werden die Kontraktziele zum Fe-

tisch. Man hält sich sklavisch am kontraktierten Ziel fest, man tadelt den Träger, wenn die Ziele verändert werden und man hätte vermutlich am liebsten, dass die Betroffenen Tag und Nacht ihr Ziel im Kopf tragen. Ich warte auf den Tag, an dem das Kontraktziel als Handyklingelton runter geladen werden kann.

Wie gesagt, ich hoffe, dass wir in der Lage sind, diese Ziele ernst zu nehmen und gleichzeitig locker damit umzugehen und nichtbanale Controllingsysteme machen, wo man schaut, vor 2 Jahren das Ziel und jetzt, 2 Jahre später, Ziel nicht erreicht. Nein, zwischendurch verändern sich die Menschen. Ich hab das alles gesagt.

Ein weiterer Punkt, den ich sagen will, da muss ich mal gucken, dass ich schnell durchkomme. Ich habe manchmal auch Sorge, dass die betroffene freundliche Organisation der Bürokratie die Folge hat, dass die Lebenswelt immer weniger Chancen bekommt. Manchmal glaube ich, dass der Aufwand, den wir betreiben in Sozialraumteams, in Arbeitsbesprechungen, in Gruppen, die Formulare überarbeiten, in Planungszirkeln usw., dass diese zum Teil hochwertige Arbeit zum Teil dazu führt, dass die Bürokratie sich immer besser organisiert. Bis hin dazu, dass sie so gut organisiert ist, dass sie meint, die Ziele der Betroffenen zu kennen, ohne sie gefragt zu haben. Ich glaube noch nicht, dass es so weit ist. Aber die Trends, die ich sehe, machen mir manchmal Sorgen, weil ich glaube, die Organisation der Bürokratie muss in ihrer Qualität immer darauf hinterfragt werden, ob es Folgen hat für die Arbeit in der Lebenswelt der Klienten.

Ich glaube in diesem Zusammenhang, dass etwa ein Verfahren, wie der von den Kollegen Früchtel und Budde immer wieder propagierte Verwandtschaftsrat vom Geiste her genau den richtigen Hinweis beinhaltet, nämlich, konsequent darauf zu bauen, dass die Lösungen innerhalb der Familien liegen und dass wir diesen Systemen trauen können, auch wenn sie gelegentlich etwas kunterbunt durcheinander rauschen. Eine solche Variante, der Geist einer solchen Variante, ist wichtig, um immer wieder die Bürokratie unter Druck zu setzen, um sie zu fragen, „ist der Aufwand, den ihr dort betreibt, wirklich einer, der nach unten hin das bringt?“ was dieses Fachkonzept auch immer wieder sagt. Wie gesagt, ich habe diesen Punkt gesagt, weil ich nicht sicher bin, ob das aktuell tatsächlich auf dem Schirm aller ist, die sich damit beschäftigen werden.

Ich komme zu 2 Schlussbemerkungen. Die erste ist ein bisschen länger, die zweite ist ganz kurz. Die Schlussbemerkung möchte ich hier machen und sie hat mit Sozialraumorientierung originär nichts zu tun, aber sie beschäftigt mich sehr, weil das derzeit Thema ist in fast all den Städten, in denen wir arbeiten. An all diejenigen, die Sozialraumorientierung, auch soziale Arbeit, immer noch als banales Sparkonzept missbrauchen, aber auch gerichtet an diejenigen, die gerne darauf hinweisen, die Zahl der Kinder und Jugendlichen nimmt ja ab und wir können jetzt mal die Budgets für Jugendhilfe kürzen. Die Aufgaben der Jugendhilfe lassen sich nicht mit dieser schlichten Fliegenbeinzähler-Mentalität eines einfach gestrickten Haushälters beziffern.

Dass wir trotz sinkender Kinderzahl heute sowohl mehr als auch schwerere Fälle haben, das haben Sie, Herr Scholz, ja auch vorhin schon gesagt, hängt auch damit zusammen, dass die Jugendhilfe wieder einmal das wegräumt, was in anderen Politikbereichen angerichtet und dann liegengelassen wurde. Diejenigen, mit denen wir hauptsächlich arbeiten, das sind ja nicht die Leute, die so viel Geld haben, dass ihr größtes Problem ist zu entscheiden, ob sie mit ihren Millionen nun lieber etwas gegen Aids oder gegen Landminen tun oder vielleicht für Kinder oder Tiere, sondern es sind die Leute, die wenig Geld haben, aber dafür viele Kinder und viele Tiere und deren Einkommen in den letzten 10 Jahren um 13,7% gesunken ist, während die Besserverdienenden ein reales Lohnplus von 3,5% verbuchen konnten. Zentrales Stichwort: Hartz IV. Aus einer Studie, die Kollegen bei uns an der Uni Duisburg-Essen gemacht haben, Ende August 2008, wissen wird, dass die Stundenlöhne von Niedrigverdienern in den vergangenen Jahren drastisch gesunken sind. Und nicht nur das. Gleichzeitig ist der Niedriglohnsektor quantitativ angestiegen und dazu haben staatliche Liberalisierung und Privatisierung ganz schön beigetragen. Da haben wir nichts mit zu tun. Nehmen Sie mal die Post oder die Telekom. Solange die Konzerne Monopolisten in Staatshand waren, klar, ist

unter ökonomischen Gesichtspunkten bedenklich, aber solange gab es dort sichere Jobs, gut dotiert auf Lebenszeit. Heute versucht die Telekom, ihre Callcenter-Mitarbeiter zu reduzieren und kann das, weil es dort eben viele Teilzeitarbeiter mit ungesicherten Arbeitsplätzen gibt, unter ihnen auch zahlreiche Frauen. Während früher in deutschen Familien Armut zwar ein Thema war, Kinder, wir müssen auf unser Geld aufpassen, ist heute das Thema zwar weiterhin auch die reale Armut, zum anderen aber auch, und das ist psychologisch wichtig, die Angst und Sorge darüber, ob die Familie nicht noch ärmer wird bzw. die Unsicherheit darüber, was überhaupt morgen und übermorgen mit den Jobs sein wird.

Und auch die immer wieder geforderte Mobilität der Telekom. Die Callcenter-Mitarbeiter können ihren Arbeitsplatz behalten, sie müssen nur einen Umzug in Kauf nehmen. Das führt zu einem Abbau verwandtschaftlicher und nachbarschaftlicher Netze. Wenn die Mutter einen Teilzeitjob in Husum hat, dann kann sie ihr Kind auch mal zur Oma geben. Wenn Mutter jetzt aber nach Hamburg umziehen muss, dann wird die Oma in Husum bleiben. Und all das sei denjenigen gesagt, die sich wundern, wie belastet so manche deutsche Familie ist. In der Familie zu leben, in der Angst und Sorge darüber dominieren, ob man morgen noch als Arbeitskraft gebraucht wird bzw. ob man nicht Hals über Kopf seinen Wohnort verändern muss, um überhaupt noch arbeiten zu können, wohlgemerkt, das ist nicht unser Thema, haben wir es gut. Das drückt nicht nur die Stimmung, sondern das schafft zahlreiche psychische und materiell belastete Situationen.

Das gleiche gilt etwa auch mit Blick auf den Zwang für junge Menschen, die Hartz IV beziehen, bei ihren Eltern leben zu müssen. Die sogenannte Stallpflicht für Hartz-IV-Empfänger. Der latente Ärger darüber, das Kind nicht loswerden zu können bzw. Ärger auf der Seite des Kindes, von den Eltern nicht wegkommen zu können, das demoliert so manches Eltern-Kind-Verhältnis nachhaltig.

All diese Situationen, das wollte ich sagen, hat nicht die Jugendhilfe zu verantworten, sondern eine ziemlich merkwürdige, rein ökonomistisch geprägte Arbeitsmarktpolitik. Die Folgen davon tragen wir und wenn wir schon den Mist, den andere gebaut haben, wegräumen, dann sollen sie uns wenigstens gut ausstatten.

Sozialraumorientierung ist dazu ein probates Konzept. Es ist keine Mode und ich meine, oder ich hoffe zumindest, kein temporärer Fachlichkeitsschub.

Endgültiger Schluss. Mich irritiert gelegentlich, dass da und dort Diskussionen geführt werden, ob man denn jetzt für oder gegen Sozialraumorientierung sei. Sozialraumorientierung, das sei all denen gesagt, ist keine Religion, für die oder gegen die man sein kann. Es geht letztlich nicht um Sozialraumorientierung, sondern es geht darum, dass in der Gesellschaft voller Ungleichheit und Ungerechtigkeit benachteiligte Menschen bzw. Menschen in schwierigen Lebenssituationen in guter Weise staatlich und durch die Gemeinschaft unterstützt werden. Und dies mit möglichst wenig bürokratischem Aufwand und mit vernünftigem Einsatz öffentlicher Mittel. Und, wenn ich das höre, was der Landrat gesagt hat, das scheint hier zu klappen. Es geht um gerechten Sozialstaat, nicht um Sozialraumorientierung. Aber wenn Sozialraumorientierung ein Konzept ist, das auf aktuelle Fragen nach Gerechtigkeit in dem entwickelten Sozialstaat Antworten gibt, dann darf man, und ich hoffe, das wird die Zukunft sein, ein solches Konzept weiter verfolgen. In Nordfriesland tun Sie das seit vielen Jahren, und zwar erfolgreich, nachdenklich, auch mühsam suchend, gelegentlich wie ein Pionier in unbekanntem Gelände, aber auch fröhlich, stur und stolz.

Gratulation, Verneigung, gute Laune bei der nächsten Herausforderung, schöne Tage und vielen Dank fürs Zuhören.